

Die Mobilisierung des Ernährungswesens.

Ueber die Mobilisierung des Ernährungswesens veröffentlichte kürzlich der Würender Universitätsprofessor Mag. v. Gruber eine sehr bemerkenswerte Abhandlung. Die Sozialdemokratie hat für den Politiker Gruber nichts übrig, jedoch als Hygieniker verdient Herr Gruber Beachtung. Professor Gruber untersucht sehr eingehend die Frage, ob Deutschland, wenn ihm die Zufuhr von außen völlig abgeschnitten ist, sich selbst ernähren kann, wenn der Krieg, wie es wahrscheinlich ist, längere Zeit, vielleicht ein Jahr dauern würde. Ob genug Arbeit und Verdienst auf die Dauer geschaffen werden kann, will Gruber, weil nach seiner Ansicht nebensächlich, nicht untersuchen. Wenn es nicht anders geht, so schreibt Gruber, werden wir uns entschließen müssen, die Bedürftigen auf Staatskosten zu speisen und die Kosten dafür auch noch auf die Kriegszahlung zu setzen, die hoffentlich unsere Feinde zu begleichen haben werden. Es handelt sich darum: ob wir im Inlande genug Lebensmittel für alle haben, und neu erzeugen können? Professor Gruber beantwortet diese Frage vornehmlich mit dem Satz: „Wir können auf die Dauer ohne jegliche Zufuhr von außen leben; wenn wir nur mit dem, was wir haben, sorglich haushalten und von unserem vaterländischen Boden vernünftigen Gebrauch machen. Aber diese Bedingungen müssen unweigerlich erfüllt werden.“ Mit interessant gruppierten Zahlen aus dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jahrgang 1914“ unterstützt Gruber seine Unternehmung. Auf den ersten Blick ergibt sich bei dem Vergleich der Einfuhr und Ausfuhr in der Reichsstatistik bei dem Wegfall der Einfuhr ein Ausfall von ganz beträchtlichen Massen! Jedoch will man sich über die Bedeutung dieser Zahlen klar werden, möchte man den richtigen Maßstab anlegen. Bekanntlich braucht der Mensch zum Leben außer Wasser und gewissen mineralischen Stoffen organische Substanzen, unter denen das Eiweiß durch Vieh eine besondere Volkstümlichkeit erlangt hat. Eiweiß liefern in Deutschland in genügenden Mengen unsere 20,9 Millionen Rinder, 5,5 Millionen Schafe, 3,5 Millionen Ziegen und 25,0 Millionen Schweine, die 1913 bei uns gezüchtet wurden. Da der Futtermittelimport wegfällt, mehren sich sogar die Schlachtungen. Man wird im Gegenteil einer Verkleinerung im Fleischverbrauch vorbeugen müssen, indem möglichst große Mengen durch Händern und Röheln haltbar gemacht werden. Ueberdies genügt die Hälfte der Eiermengen, die die städtische Bevölkerung in Friedenszeiten heute verzehrt. An Salzen ist kein Mangel.

Das wichtigste ist die ständige Verforgung unseres Körpers mit Energie. Es ist zu fragen: „Wieviel Energie steckt denn in diesen Massen von Nahrungsmitteln, die bisher bei uns eingeführt wurden bzw. hinausgegangen sind? Viele Stoffe, die uns die Statistik zeigt, könne man sofort aufkauten. Kaffee, Tee, Pfeffer, Fleischextrakt haben keinen Nährwert, sondern sind nur wertvolle, aber völlig entbehrliche Genussmittel. Bei dem Mißbrauch, der vielfach mit Kaffee und Tee und Gewürzen getrieben wird, wird es unserem Volke nur nützlich sein, wenn es sich ihrer wieder entwehrt. Vor den Surrogaten müsse man warnen, in ihnen hat man zumeist nur braune Farbe und einen brennlichen Geruch aus dem teureren Geld erkaufte. In Kriegszeiten ist jedes Fabrikat verwerflich, das Rohmaterial, das für die menschliche Ernährung wertvoll ist, entwertet (z. B. Walzflasse.) Eichelkaffee und Nihilorkaffee sind billiger.

Einen Maßstab, den wir an den verschiedensten Dingen, die beim Ernährungsproblem in Frage kommen, anlegen können, besitzen wir in der Kalorie. Indem man die Kalorien eines bestimmten Nahrungsmittels festsetzt, findet man den Energiegehalt dieser Nahrungsmittel. Unter Kalorie versteht man die Wärmemenge, die man einem Liter Wasser von 15 Grad Celsius zu fuhren muß, um seine Temperatur um einen Grad Celsius zu erhöhen. Gemessen wird der Energiegehalt der Nahrungsmittel, indem man sie verbrennt. Gruber berichtet nun den Jahresbedarf an Kalorien des deutschen Volkes festzustellen. Er findet, daß ein Volk von 68 Millionen jährlich rund 68 Billionen Kalorien braucht. Bei dem Vergleich dieses Bedarfs mit den Mengen, die die Statistik in einem völlig isolierten Deutschland feststellt, ergibt sich ein Ausfall von 20,6 Proz. des Bedarfs.

Nimmt man an, daß die Einfuhr aus den noch neutralen Staaten bestehen bleibt, so reduziert sich der Ausfall des Bedarfs auf 9,1 Proz. Trifft es zu, daß 6 Millionen unserer Soldaten in Feindesland fallen und sich vollständig aus den eroberten Gebieten verpflegen, so würde die Zahl der Mäuler im Inland um 8,8 Proz. vermindert sein. Es würde dadurch der kalorische Bedarf der Inlandsbevölkerung um zirka 11 Proz. herabgesetzt. Professor

Gruber nimmt aber an, daß unsere Truppen in Feindesland Zufuhr von zu Hause brauchen, und er berücksichtigt, daß wir vielleicht ein paar Millionen Kriegsgefangene mitzuernähren haben und kommt zu dem Schluß, daß selbst im günstigsten Falle ein Defizit von 10 Proz. des Bedarfs sich herausstellen wird. In langen Ausführungen weist Professor Gruber nach, daß wir eine ganze Reihe von Möglichkeiten haben, dieses Defizit zu decken. Er verweist auf die große Verdrängung, die die Alkoholindustrie mit unserem Boden treibt. Im Jahre 1912 wurden im Reich 67 572 Millionen Hektoliter Bier (gleich 98,89 Millionen Doppelzentner) erzeugt. Hierzu sind 1357 Tonnen Gerste nötig, die 4,36 Billionen Kalorien vorstellen. Dagegen liefert ein Doppelzentner Bier (bei 3,5 Proz. Alkohol, 0,63 Proz. Eiweiß und 4,78 Proz. Kohlenhydrate) 47 081 Kalorien; 68 89 Millionen Doppelzentner daher 3,24 Billionen, das heißt um 1,12 Billionen weniger. Allerdings würde man die Gerste nicht gänzlich verzehren können, rechnet man 10 Proz. Abfall ab, so bleibt immer noch eine Vergeudung von 0,68 Billionen Kalorien übrig, dabei ist der Alkohol als vollwertiger Nahrungstoff gerechnet, während er nur ein giftiges Surrogat ist. Für die Branntweinstillerei ist die Rechnung noch ungünstiger. Im Jahre 1912/13 wurden 2,78 Millionen Tonnen Kartoffeln, das ist 5 Proz. der Jahresproduktion, auf Schnaps verarbeitet. Die zu Schnaps verarbeiteten Kartoffelmengen stellen 1,688 Millionen Kalorien dar.

Weiter wurden 306 000 Tonnen Getreide zu Branntwein verbraucht und daraus 575 634 Hektoliter absoluter Alkohol hergestellt. Ferner wurden zu Alkohol umgearbeitet 407 000 Tonnen Kernobst, 224 000 Tonnen Steinobst, ferner Melasse und anderes. Durch die Branntweinstillerei erlitt die Volksernährung einen Verlust von 24,85 Billionen Kalorien. Als ganz ungeheuer bezeichnet Gruber die Vergeudung von Nährstoffen bei der heutigen Art der Verarmung des Getreides. Es könnte eine 90prozentige statt einer 50prozentigen Verarmung, wie sie heute üblich ist, erreicht werden. Dadurch würde ein Mehr von 7,9 Billionen Kalorien der menschlichen Nahrung zugeführt werden können. Auch beim Brotbacken könnten durch eine bessere Methode (Beglaffung des Sauerteiges) große Vorteile erreicht werden. Gruber schreibt: „Rechnen wir pro Kopf unserer Bevölkerung ein Viertel Kilogramm Brot täglich, so jagen wir täglich 0,26 Millionen Kilogramm Stärke als Alkohol und Kohlenhydrate in die Luft, d. h. 1006 Millionen Kalorien täglich oder 0,39 Billionen Kalorien im Jahre. Würde die Einstellung der Alkoholproduktion für die Zeit des Krieges erzwungen, würden die so geiparten Kartoffeln, Getreide und Obst unmittelbar zur Ernährung verwendet, würde die Verarmung bis auf 5 Prozent Verlust reduziert und das Brot mit Sodasoßer statt mit Hefe hergestellt, so würden wir mit einem Schlag bis zur nächsten Ernte gering gerechnet 7,7 Billionen Kalorien mehr haben, und nebenbei hätten wir wenigstens für die Kriegszeit unter Volk von den Giftwirkungen des Alkohols befreit. Für die nächste Ernte könnten wir uns ein ganz gewaltiges weiteres Mehr von Nahrung sichern, wenn wir statt Gerste Kartoffeln bauen würden. Rund 700 000 Hektar unerer Ackerbodens sind gewöhnlich für die Drogenzucht mit Weisklag belegt. Würde auf jenen 700 000 Hektar Kartoffel gepflanzt, so gäbe dies bei mittlerer Ernte 9,214 Billionen Tonnen mit 8,76 Billionen Kalorien. Wir hätten also dann weit mehr als genug!“

Von großer Bedeutung ist es nach Gruber, daß die Juden ausfuhr aus Deutschland fast ganz wegfällt. Es müsse alles geschehen, um die heutige Ackerernte zu verwerthen. Für das nächste Jahr müsse der Ackerbau im gleichen Umfang wie zurzeit stattfinden. Dieser ist insofern sehr rationell, als das Energieerträgnis bei Ackerbau weitans am größten ist. Im Mittel der Jahre 1908 bis 1913 trug ein Hektar 27 000 Kilogramm. Bei einem Gehalte von 12,25 Proz. Jucker stellt dies eine Kalorienmenge von 13,65 Millionen pro Hektar dar, während Kartoffelboden nur 12,6 Weizenboden 7,8 Roggenboden 5,9 Millionen liefert. Reichlicher Juckerverbrauch erhöht den Mangel an Feiten, der vielleicht eintreten wird. Nach Gruber ergibt sich die Gewißheit, daß bei einer vernünftigen Ausnutzung unerer Bodens und unerer Ernteträgnisse die Hoffnung unerer Feinde, daß wir ausgehungert werden könnten, unter allen Umständen zu schanden wird.

Neue Böcklins in der National-Galerie.

Die beiden Böcklin-Säle im Erdgeschoß der Nationalgalerie sind durch drei wertvolle Leihgaben von privater Seite bereichert worden. Eine der Bilder, „Ätrömische Raifei“ genannt, wurde schon vor Monaten hergeliefert, neuerdings kamen zwei andere hinzu: ein seit 1900 bekannter Entwurf zur großen Pietà der Galerie und das lebensgroße Bildnis der Weimarer Tragödin Franz Janaschek, die als Donna Isabella in Schillers „Don Carlos“ dargestellt ist.

Die Ausstellung des letzteren Werkes ist von besonderem Interesse, weil das Bild zu den Frühwerken gehört und noch nichts von der späteren Farbigkeit Böcklinscher Koloristik zeigt. Ein neutraler Gesamtton herrscht vor, aus dem aber die einzelnen breit angelegten, obwohl gedrückten Farbwerte warm hervorleuchten. Es ist „unfertig“. Betrachtet man die Hände, so findet man sie vielleicht nicht ausgeführt. Aber wieviel Ausdruck spricht nicht aus ihrer Haltung! Das Gewand, ein tiefes Schwarzblau, oben in ein wärmeres Schwarzgrün der Spitzen übergehend, trägt den Hauptton des Bildes und steht in seinem Kontrast zu dem lichten Inkrinat. Der schwarze Schleier, der die Arme deckt, führt dieses Spiel weiter. Das bleiche Gold um das Gelenk der linken Hand und das blaße Rot der Cameliendrüsen links der Säule sind die einzig lebhafteren Farben in den gedämpften großen Flächen. Während des für ihn an Ehren reichen, aber für Böcklin selbst nicht befriedigenden Aufenthalts in Weimar 1860/62 wurde das Bild gemalt, gleichzeitig mit jenem Porträt, das die Galerie in der Sammlung Wenig aus dieser Zeit besitzt: dem Bildnis des Kammerjägers Wollenreiter. Beide Darstellungen, die die Bilder als Geschenk erhielten, gehörten damals zu den wenigen Freunden Böcklins in Weimar. Welche Wendung indes die Kunst Böcklins durch seine Flucht nach Italien nahm, ist erstaunlich zu sehen: vielleicht das schönste Bild der Sammlung, das Porträt der Frau Böcklin („In Weirauch und Waas“), entstand fast unmittelbar nach dem Weimarer Bild.

Die kleine in der Arbeit ihrer emallegleichen Technik wertvolle Farbskizze zur „Pietà“ („Der tote Christus“) erhält ihr besonderes Interesse bei einem Vergleich mit dem gleichnamigen Bilde. Die Absicht des Künstlers wird deutlicher erkennbar, man vermag ihn gleichsam bei der Arbeit zu belauschen. Hier gab im Gegensatz zu den meisten anderen klassisch geordneten Bildern Böcklins ein raffisches die Grundkonzeption: „Der Kampf des Jüdisches“: die Unentschiedenheit zwischen Schmerz und Trost. Ein tiefes, erdardenes Violett, darüber ein Licht, kein leuchtendes, nur ein lange nachglühendes Rot, von dem man nicht weiß, ob es kommt oder ob es vergeht; hier bei der Pietà: die Verzweiflung, fast Wollust tiefsten Schmerzes und hoffnungslosen Kampfes, denen Trost und Stilleung erst durch die Erschöpfung und die Ruhe des Todes wird. Ein Gang durch die abendlichen Straßen bei Santa Maria Maggiore in Rom mit Rudolf Schid, das Spiel der letzten Tageslichter oben an den Häusern über den dunklen Straßen vor dem Herculischen der Nacht, der matte Schein der schon erlöschten Kerzen geben ihm den Anlaß zum Bilde. Die ersten Entwürfe stellten den Vorgang im Innern einer Kirche dar; Schid spricht von dem „Rotiv verlassender Lampen“. Die Anordnung der Figuren ist in der Skizze wesentlich die gleiche wie im Gemälde. Das Bild wurde 1872/73 nach der Rückkehr aus Italien in München ausgeführt. Die Skizze stammt noch aus Italien, wahrscheinlich aus dem Jahre 1868.

Zu genau der Zeit wie jene in München ausgeführte Pietà entstand dort die dritte der Leihgaben — merkwürdig für das weit umfassende Wesen des Künstlers wie für das Nebeneinander der ihn beschäftigenden Probleme, aber auch für die Ungleichheit seiner Werke in künstlerischer Hinsicht —: das anmutig-ausgelassene und so würdig gemalte „Ätrömische Raifei“. Fast ein Watteau, wenn man die Stärke Böcklins nicht dahinter empfindet: blühendes Gebüsch im Dämmer eines kleinen Tales, Flieder und andere Bäume, dahinter verworren ein kleiner Tempel; violetter Rauch, der wie Nebel sich in den Bäumen fängt, kündigt das Opfer. Vorn tangt um eine Bildsäule satirisch ein Campagnole mit den Mädchen; Paare wandeln längs der Böschung der Höhen. Das Bild nutzt fast impressionistisch an. Das unbestimmte Grün und Braun von Gestrüß und Schlacht wird hier und da überdeckt von lichterem Tönen. Ein leuchtendes Rot im Vordergrund und blau in kleinen Flecken — oben in der Stufung bis zum Weiß des Himmels — die Gewänder der Feiertenden geben dem Bild die ausgelassene Heiterkeit und Weite eines antiken Festes.

In Reims während der Beschießung.

Erfreulicherweise kann man jetzt annehmen, daß die Klagen über die Vernichtung der Kathedrale von Reims zu Unrecht erhoben wurden und daß das herrliche Bauwerk nur wenig beschädigt ist. Das geht deutlich hervor aus der Schilderung eines Berichterstatters der „Daily Mail“, der während der Beschießung in Reims weilte und die Wirkungen der deutschen Granaten ausführlich beschreibt. „Ich komme zu einem großen Häuserblock — es müssen wenigstens ein Duzend großer Geschäftshäuser gewesen sein — von denen nichts übrig ist als ein Haufen noch rauchender Trümmer. Ein ganzes Regiment von Singerschen Nähmaschinen ist heftig auf die Straße gebracht worden,

Ein Soldat des alten Fritz.

Die in Berlin nächst uns einquartierten Regimenter, deren ich mich erinnere, waren Bokal, Winterfeld, Meyring und Kalkstein; dann vier Prinzregimenter: Prinz von Preußen, Prinz Ferdinand, Prinz Karl und Prinz von Württemberg, die alle teils vor, teils nach uns abmarschieren, nachwärts aber in Felde meist wieder zu uns gestoßen sind. Jetzt wurde Marsch geschlagen, Tränen von Bürgern, Soldatenweibern, Säulen und verglichenen stießen zu Hausen. Auch die Kriegsleute selber, die Landesfinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut undummer; die Fremden jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich ist unsere Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degenkurt umschnallt, dann die Patronentasche über der Schulter mit einem fünf Zoll langen Kiemer; über die andere Achsel der Tornister, mit Wäsche usw. bepackt; item der Haberjack mit Brot und anderer Futrage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen; Flaische, Kessel, Backen oder so was, alles an Kiemern; dann erst noch eine Kinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal kreuzweis über die Brust geschultert, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge, gepreßte Montur und eine solche Hundstogshüte, daß mir's manchmal dachte, ich geh auf glühenden Kohlen. Wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, kam ein Dampf heraus wie aus einem siedenden Kessel. Ost hatt ich keinen trockenen Faden mehr am Leib und verschmachtete bald vor Durst.

So marschirten wir den ersten Tag (22. August) 1756 zum Köpenicker Tor aus, und machten nach vier Stunden bis zum Schindigen Brand, wo wir zu dreißig bis fünfzig bei Bürgern einquartiert waren, die uns für einen Großen traktieren mußten. Poh Plunder, wie ging's da her! Sal da wurde getroffen. Aber denk man sich nur so viele, große, hungrige Kerls! Immer hieß es, schaff her, Kanaille, was d' im hintersten Winkel hast. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt, da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich, eine furiose Wirtschaft! In jedem Haus be-

fund sich ein Offizier, welcher auf gute Manneszucht halten sollte; sie waren aber oft die Häufsten. Den zweiten Tag ging's zehn Stunden weit bis Fürstenwalde, da gab's schon Parade, die sich auf Wagen vaden lassen mußten. Es war auch kein Wunder, da wir diesen ganzen Tag nur ein einzigmal haltmachten, und stehenden Fußes etwas Erfrischung zu uns nehmen durften. Am lehtgedachten Orte ging es wie an dem ersteren, nur daß hier die meisten lieber soßen als frohen, und viele sich halbtot hinlegten. Den dritten Tag ging's sechs Stunden bis Jakobsdorf, wo wir drei Kasttage bielten, aber desto jählimer hantierten und die armen Bauern bis aufs Blut ausfogten. Vom siebenten bis vierzehnten Tage kamen wir über Guben, Spremberg und Hoyerswerda bis Komenz, dem lehten Dertchen, wo wir einquartiert wurden. Von da an kampierten wir im Felde und machten Märche und Kontermärche, so daß ich selbst nicht weiß, wo wir all durchkamen, da es oft bei dunkler Nacht geschah. Nur so viel erinnere ich mich, daß wir am zehnten September Birna erreichten, wo noch einige Regimenter zu uns stießen, und wir ein weites, fast unübersehbares Lager aufschlugen sowie auch das über Birna gelegene Schloß Königslein diesseits und den Lilienstein jenseits der Elbe besetzten. In der Nähe dieses letzteren Berges befand sich die sächsische Armee, in deren Lager wir gerade übers Tal hinübersehen konnten. Unter uns und der Elbe lag Birna, das jetzt ebenfalls von unserem Volke besetzt ward.

Bis hierher hatte der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text uneres Feldpredigers bei Birna. O ja, dacht' ich, das hat er, er wird auch ferner helfen, und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland; denn was geben mich eure Kriege an?

Mittlerweile ging's, wie's bei einer marschierenden Armee zu gehen pflegt, bunt überred und kraus, so daß ich alles zu beschreiben nicht imstande bin, auch solches, wie ich denke, zu wenig Dingen nüt wäre. Unser Major Lüderiz, denn die Offiziere gaben auf jeden Kerl besonders Achtung, moq mir oft meinen Unmut aus dem Gesichte gelesen haben. Dann drohte er mir mit dem Finger: „Nimm Dich in acht, Kerl!“ Schärern hingegen klopfte er bei den nämlichen Anlässen auf die Schulter und nannte ihn mit lächelnder Miene einen braven Burjden, denn der war immer lustig und wohl-gemut und sang bald seine Mauerlieder, bald den Küchreiz'n.

Im Herzen dachte er wie ich, obichon er es besser verbergen konnte. Ein andermal freilich jaht' ich wieder Mut und dachte: Gott wird alles wohl machen! Wenn ich vollends Markoni, der doch keine geringe Schuld an meinem Unglücke war, auf dem Marsch oder im Lager erblickte, war's mir immer, ich sehe meinen Vater oder meinen besten Freund, wenn er mir zumal vom Pferd herunter seine Hand bot, die meinige traulich schüttelte, mir mit liebreicher Behmut gleichsam in die Seele 'neinguckte: „Wie geht's, Ulrich! wie geht's, s wird schon besser kommen.“ zu mir sagte und, ohne meine Antwort zu erwarten, dieselbe aus meinem tränen-schimmernden Aug' lesen wollte. O ich wünschte dem Mann, wo er immer tot oder lebendig sein mag, noch auf den heutigen Tag alles Gute; denn von Birna weg ist er mir nie mehr zu Gesicht gekommen. Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemessene Order erhalten, scharf zu laden; dieses veranlaßte unter den älteren Soldaten ein Gerede: „Heute gibt's was! Heute geht's gewiß was ab!“ Dann schaukten wir Jungen freilich an allen Fingern, wenn wir bei einem Gebüsch oder Gehölz vorbeimarschirten und uns verfaßt halten mußten. Da spigte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Vogel und seinen Tod und sah, sobald man wieder ins Freie kam, sich rechts und links um, wie er am schidlichsten entweichen konnte, denn wir hatten immer feindliche Kürassiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. Als wir einst die halbe Nacht durchmarschirten, verfußte Wachmann den Reikaus zu nehmen, und irrte eiliche Stunden im Walde herum, aber am Morgen war er wieder hart bei uns und kam noch eben recht mit der Ausflucht weg, er habe beim Holenfehren in der Dunkelheit sich von uns verloren. Von da an sahen wir andern die Schwierigkeit, wegzukommen, alle Tag deutlich ein, und doch hatten wir fest im Sinn, keine Pataille abzuwarten, es koste, was es wolle.

Eine umständliche Beschreibung uneres Lagers zwischen Königslein und Birna sowohl als des gerade vor uns überliegenden sächsischen bei Lilienstein wird man von mir nicht erwarten. Ich schreibe nur, was ich gesehen, was allernächst um mich her vor- und besonders was mich selbst anging. Von den wichtigsten Dingen wußten wir gemeine Hungerkluder am allerwenigsten, auch kimmerten wir uns nicht viel darum. Wein und so vieler anderer Sinn war vollends allein auf: Fort, fort! Heim ins Vaterland! gerichtet.

dem in dem vorderen Teil der Ruine befand sich die Kaiser
Glocke dieses Geschloßes. Nun biege ich um eine Ecke, die
zur Kathedrale führt. Hier ist eine Granate mitten in der Straße
explodiert hat ein großes Loch im Pflaster aufgewühlt und Stein-
splitter überall hingeschleudert, so daß alle Fensterheben auf
50 Meter in der Runde zerbrochen sind. Ein paar Jungen legen
die Steine zu stürzenden Häusern zusammen. Und dort ist das
Theater mit Löchern in den Mauern und daneben die Feuerweh-
rwahe, die von oben bis unten zerstört ist. Die Unterpräfektur, die
zugleich das Polizeigebäude ist, existiert nicht mehr: an ihrer Stelle
befindet sich ein qualvolles Trümmerchaos. Und dann trete ich
auf den Platz der Kathedrale. Da ist nicht so viel zu sehen, als
man aus der Ferne vermutet hätte, denn die Türme und Mauern
sich noch und die Schrammen an den schönen gotischen Ornamenten,
die von den deutschen Granaten verurteilt wurden, sind nicht leicht
zu unterscheiden von denen, die der Zahn der Zeit durch 600 Jahre
genagt. Nur die großen Tore gähnen jetzt noch, denn die
alten eisernen Türen sind verbannt. Vor der Kathedrale liegt ein
wüster Haufen halbverbrannter Strobes, das beim Ausbruch des
Brandes herausgezerrt wurde, und Dugende von verkohlten und
angefackelten Balken türmten sich übereinander. Ich konnte nicht
in die Straße hinein, denn der verlassene Platz ist von französischen
Soldaten besetzt, aber durch die offenen Türen der Kathedrale konnte
ich ein Wirrwarr von herabgeschlagenen Sparren, umgestoßenen Decken-
balken und zerstücktem Holzwerk bemerken. Man erzählte mir,
daß einer der Türme beschädigt sei, aber, so weit wie ich fest-
stellen konnte, besteht die Möglichkeit, die Kathedrale wieder ganz
herzustellen. Das große Fenster an der Rose im Westen,
das aus wundervollem bernsteinfarbenen Glas besteht, ist
glücklicherweise erhalten, aber einige Löcher sind darin. Unter-
dessen fallen immer noch in Abständen von 5 Minuten Granaten
in die Stadt.

Es ist wenigstens ein Vorteil in einer beschossenen Stadt, daß
die Geschosse, die nicht in meine eigene Straße fallen, nicht sehr aus-
regend sind, da man nur ihr Pfeifen hört und das Krachen des
fallenden Mauerwerks. Eine merkwürdige Empfindung aber ist es,
so strahlend, strahlend durch das Herz einer sonst so geschäftigen Stadt
zu wandern und nichts Lebendiges zu erblicken, keinen Ton zu hören
außer dem Grollen des eigenen Fuhrtritts und dem beständigen
Donner der Kanonen. Die Bewohner haben sich zum großen Teil
in die Keller geflüchtet und führen dort eine Art „Höhlenleben“.
Der englische Botschaftsattaché besuchte einen Landsmann, der seit
langem in Meims lebt und fand ihn mit 32 andern, die hier seit Tagen
im Quartier aufgeschloßen hatten, im Keller unter staubigen Weinsäcken.
Ein winziges Lichtschein warf einen dürftigen Plackerchein durch
den Raum. Alle klagten über Mangel an Lebensmitteln. Seit
Tagen ist kein Brot mehr bekommen worden, es fehlt am Not-
wendigsten, und diese „Trogolythen“ in ihren Kellern leben küm-
merlich von den letzten Vorräten, die sie mit heruntergebracht haben.
In den großen Weinkellern der Champagnefirma Heidfeld sind
allein 4000 Maßlinge in furchtbar schlechter Luft und unter den
elendesten Lebensbedingungen zusammengebrängt. Das Tage-
buch, das ein Reimser Notar während der denkwürdigen Stunden
der Beschießung geführt hat, gibt ein Bild von den Erlebnissen der
Reimser: „8 Uhr 15 Minuten früh. Die Beschießung beginnt, wir
flüchten in die Keller. 9 Uhr 30: Die Granaten fallen ohne Unter-
brechung rings um unser Haus nieder. 4 Uhr 30: die Kathedrale
brennt. Von einem Fenster aus kann man es sehen. Das Dach
sieht aus wie ein ungeheures Stück Spitze aus Feuer; zwischen dem
durchbrochenen Sparrenwerk züngeln die Flammen heraus und
winden sich wie feurige Schlangen empor. Das Ganze sieht aus
wie ein riesiges Feuerwerk, dessen wahre schreckliche Bedeutung man
nicht sogleich fühlt.“

Der Luftschiffkrieg und das Völkerrecht.

Angeichts der Tatsache, daß die Engländer zwar die offene
Stadt Dar-es-Salam beschießen, sich aber über das Werfen von
Bomben in die Festung Annwerpen aus den Heppelinen auf höchste
enthalten, erhält eine kurze Betrachtung über diese Frage vom
Standpunkt des Völkerrechts, die Prof. Dr. Acndt in der neuesten Heft
der „Deutschen Strafrechtszeitung“ veröffentlicht, Interesse. „Die
Kriegführenden haben kein unbeschränktes Recht in der Wahl der
Mittel zur Schwächung des Feindes“, so heißt es in Artikel 22 des
Abkommens betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges
vom 18. Oktober 1907, aber es ist doch gewiß, daß im Kriege gegen
den Feind völkerrechtlich alles erlaubt ist, was nicht völkerrechtlich

Vom ersten bis zwölften September saßen wir in unserem
Lager ganz still, und wer gern Soldat war, dem mußte es
damals recht wohl sein. Fragens vollkommen wie in einer
Stadt zu. Da gab's Marketer und Feldschlächter zu
kaufen. Den ganzen Tag, ganze lange Gassen durch, nichts
als Fieden und Protzen. Da konnte jeder haben, was er
wollte, oder vielmehr, was er zu bezahlen vermochte: Fleisch,
Putter, Käs, Brot, aller Gattung Baum- und Erdfrüchte. Die
Wachen ausgenommen, mochte jeder machen, was ihm be-
liebte, segeln, spielen, in und außer dem Lager spazieren
gehen. Nur wenige hockten müßig in ihren Zelten. Der
eine beschäftigte sich mit Gewehrputzen, der andre mit
Wischen, der dritte kochte, der vierte stückte Hosen, der fünfte
zauberte, der sechste schnitzte was von Holz und verkaufte es
den Bauern. Jedes Zeit hatte seine sechs Mann und einen
Heberkompletten. Unter diesen sieben war immer einer ge-
freit, dieser mußte gute Mannszucht halten. Von den sechs
übrigen ging einer auf die Wache, einer mußte kochen, einer
Proviant herbeiholen, einer ging nach Holz, einer nach Stroh
und einer machte den Bedelmeister, alle zusammen aber eine
Haushaltung, einen Tisch und ein Bett aus. Auf den
Märchen stopfte jeder in seinen Hobelack, was er, versteht
sich in Feindesland, erhaschen konnte. Mehl, Hüben, Erd-
birnen, Hühner, Enten. Wer nichts aufzutreiben vermochte,
ward von den übrigen ausgeschimpft, wie denn mir das zum
öfteren begegnete. Was das für ein Nordiogschrei gab,
wenn durch ein Dorf ging, von Weibern, Kindern, Gänzen
und Spanferkeln. Da mußte alles mit, was sich tragen ließ.
Süßhol in den Hals umgedreht und eingepackt. Da brach man in
alle Ställe und Gärten ein, prügelte auf alle Bäume los und
riß die Äste mit den Früchten ab. Der Hände sind voll, hieß
es, was einer nicht kann, vermag der andre. Da durst' keine
Zeel' Muz machen, wenn nur der Offizier erlaubte, oder
auch bloß halb erlaubte. Da tat jeder sein Devoir zum
Heberfluß. Wir drei Schweizer, Schärer, Bachmann und ich,
es gab unsrer Landsleute zwar beim Regiment noch mehr,
wir konnten sie aber nicht, kamen keiner zum andern ins Zelt,
auch nie zusammen auf die Wache. Sinegen spazierten wir
oft miteinander außer des Lagers bis auf die Vordörfer, be-
sonders auf einen gewissen Hübel, wo wir eine weite zierliche
Aussicht über das Sächsische, unter ganzes Lager und durchs
Tal hinab bis Dresden hatten. Da hielten wir unsern
Kriegsrat: was wir machen, wo hinaus, welchen Weg wir
nehmen, wo wir uns wieder treffen sollten. Aber zur Haupt-
sache, zum Hinaus, fanden wir alle Löcher verstopft. Zudem
waren Schärer und ich lieber in einer schönen Nacht allein,
ohne Bachmann, davongeflüchten, denn wir trauten ihm nie
anz und saßen dabei alle Tag' die Husaren Deserteurs ein-
bringen, hörten Spiekrutenmarich schlagen und was es solcher
Kufanunterungen mehr gab. Jedoch sahen wir alle Stunde
neue Treffen entgegen. (Fortf. folgt.)

ausdrücklich verboten wird. Nach der Petersburger Konvention im
Jahre 1864 über die Verwendung von Sprengstoffen im Kriege
war früher das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luft-
schiffen überhaupt verboten. In der zweiten Haager Friedens-
konferenz sollte dieses Verbot wiederholt werden; die darauf begün-
stigte Konvention ist jedoch von Deutschland und von anderen Mäch-
ten nicht anerkannt worden, sie gilt also nicht für und gegen Deutsch-
land. Demnach ist das Werfen von Geschossen für und gegen
Deutschland grundsätzlich erlaubt. Eine Einschränkung erfährt dies
indessen durch den Artikel 25 des Anfangs erwähnten Abkommens
von 1907, das u. a. von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Groß-
britannien und Rußland ratifiziert worden ist: „Es ist unterzagt,
unverteidigte Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude, mit
weichen Mitteln es auch sei, anzugreifen oder zu beschießen.“
Dieser Artikel bezieht sich untrüglich auch auf die Beschießung von
Luftschiffen aus. Es dürfen also nur verteidigte Ortschaften, ins-
besondere Festungen, von Luftschiffen aus beschossen werden.

Für den Seekrieg gilt das Abkommen betreffend die Be-
schießung der Seestreitkräfte in Kriegszeiten vom 18. Oktober 1907.
Sein erster Artikel lautet: „Es ist unterzagt, unverteidigte Häfen,
Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude durch Seestreitkräfte
zu beschießen.“ Eine Einschränkung bringt Absatz 1 des zweiten
Artikels: „In diesem Verbote sind jedoch nicht einbezogen mili-
tairische Werke, Militärs- und Marineanlagen, Niederlagen von
Waffen oder von Kriegsmaterial, Werftstätten und Einrichtungen,
die für die Bedürfnisse der feindlichen Flotte oder des feindlichen
Meeres nutzbar gemacht werden können sowie im Hafen befindliche
Kriegsschiffe.“ Im zweiten Absatz wurde bestimmt: „Eine Ortschaft
darf nicht aus dem Grunde allein beschossen werden, weil vor
ihrem Hafen unterseeische selbsttätige Konstruktoren gelegt sind,“
aber dieser Absatz ist weder von Deutschland, noch von England
und Frankreich ohne Vorbehalt angenommen worden. Wenn eine
Kriegsflotte Luftschiffe mit sich führt, so kann man diese zu den
Seestreitkräften zählen, und es gelten auch für sie die aufgeführten
Beschränkungen des Beschießungsrechts; besonders dürfen unvertei-
digte Häfen, Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude von
Luftschiffen aus, die zur Kriegsflotte gehören oder für deren Zwecke
verwendet werden, nicht beschossen werden. Dieses Abkommen von
1907 ist, abgesehen von dem erwähnten Vorbehalt, allgemein rati-
fiziert worden. Es ergibt sich aus diesen Ausführungen Prof. Acndt's
ohne weiteres, daß die Beschießung von Dar-es-Salam eine Ver-
letzung des Völkerrechts bedeutet, während das Werfen von Spreng-
stoffen auf die Festung Annwerpen durch das geltende Völkerrecht
nicht verboten ist.

Musik.

Deutsches Opernhaus. Als letzte Neuheit präsentierte
sich ein Singpiel „Die Marketerin“ von Robert Misch,
zu dem Engelbert Humperdinck, der Schöpfer der reizvollen Märchen-
oper „Hansel und Gretel“, die Musik geliefert hat. Mit blühender
Hebergang über den Rhein in der Neujahrsnacht 1914, also einem
zweifellos kriegerischen Vorgang, ist eine schablonenhafte Liebes-
geschichte verknüpft. Anders tun es ja die Völkertisten nicht! Da-
durch wird der alte „Marschall Vorwärts“ zu einer schmerzhaften
Staffage heruntergedrückt, die nicht das mindeste mehr mit der
historischen Persönlichkeit gemeinsam hat. Humperdinck's Musik nimmt
sich hiergegen weit eher aus. Zwar ist sie ziemlich mager an
Erfindung; aber eine gewisse noch immer warmblütige Volks-
tümlichkeit wird ihr zugemessen sein. Und vor allem bewährt sich
Humperdinck wieder als Meister der Instrumentierungskunst.

Das anspruchsvolle Werkchen fand bei einer stimmungsvollen
Inszenierung und zum Teil guten Darbietung großen Beifall.
Freilich, der endlose Enthusiasmus, mit dem hier aufgewartet wird,
reicht nicht gerade für ein in Sachen der Kunst kritischfähiges
Publikum. ek.

Kleines Feuilleton.

Die freie Volksbühne

fründigte in diesen Tagen den Beginn ihrer neuen Spielzeit an und
legte ihr Programm vor. Man muß schon sagen: ihr neues Pro-
gramm. Denn der Krieg hat natürlich die im Frühjahr gesponnenen
Pläne nicht bestehen lassen. Er hat auch die Arbeit der Freien
Volksbühne gehemmt und gestört. Das war voranzutreten: denn
er riß viele Tausende ihrer Mitglieder ins Feld und nahm vielen
Familien die Mittel, auch während der druckten und dabei opfer-
schweren Zeit dem liebgewordenen Verein anzugehören. Aber trotz
des Schloßes: die freie Volksbühne kann lebens-
kräftig weiterarbeiten. Sie hat das schon in den ersten
Wochen kriegerischen Erschütterns bewiesen: Tausende haben die
Abende genossen, die sie im Verein mit ihrer Schwesterorganisation
ins Leben rief, und neue Tausende werden dort verspüren, was
Dichtung und Musik, zur rechten Stunde aufgebietet, für das Leben
jedes einzelnen bedeuten können. Jetzt gerade ist zu erfahren, daß
Kunst nicht ein müßiges Spiel, auch nicht bloß ein tröstender Helfer,
sondern der Weder und das Ausdrucksmittel gesteigerter, höchster
Lebenskraft ist.

So hat die Arbeit der Freien Volksbühne in diesen Monaten
wichtiger Völkertrogel einen Verur, der ihr das Recht gibt,
zur tätigen Mithilfe aufzurufen. Ein starker Stamm Mitglieder
stützt das neue Werk, das sie von Anfang Oktober ab zunächst in fünf
Theatern und bald auch in der neuerbauten eigenen Volksbühne am
Hilow-Platz leisten wird. Aber der Stamm braucht neue Kräfte und
Zweige zum Gedeihen, und so ruft die freie Volksbühne alle, die
ihre Bedeutung kennen und wirtschaftlich leistungsfähig geblieben
sind, auf, unverzüglich die Mitgliedschaft zu erwerben.
Alle Abstellungen nehmen neben der Geschäftsstelle (Berlin O 25,
Linienstr. 227, Telefon Amt Norden 2044, 2045) neue Anmeldungen
entgegen. Auf die Notwendigkeit, die alten Mitglieder-
karten gegen neue Karten umzutauschen, sei be-
sonders aufmerksam gemacht.

Werden die Kriege jetzt grausamer geführt als früher?

Diese Frage wirft der ehemalige italienische Finanzminister
Luigi Luzzatti im „Corriere della Sera“ auf, und er kommt
dabei zu dem Ergebnis, daß nicht nur der Kampf auf den Schlachtfeldern
blutiger und grausamer geworden sei als früher, sondern
daß auch das wirtschaftliche Leben bei Ausbruch und im Verlauf
eines Krieges eine Entartung zeige, die man in diesem Umfang bisher
nicht kannte. Luzzatti rechnet dahin nicht nur das Einstellen jählicher Zah-
lungen im internationalen Verkehr, sondern auch die von den Engländern
angeordnete Wertlosenerklärung aller Patente, die einem Staate an-
gehören, mit denen es sich im Kriegszustande befindet. Noch weit
schärfer aber zeige sich der Wandel gegen früher auf den Schlachtfeldern,
denn seit Jahrzehnten komme kein Krieg dem gegen-
wärtigen an Blut und Graueln gleich. Diese Kriegsführung habe
ihre Vorbild in den Kämpfen der Völkervölker untereinander, und
in ihren Kriegen gegen die Türken, und es könne ruhig ausgesprochen
werden, daß die Völkervölker der Jahre 1912-13 gewissermaßen
die Schule gewesen seien, von der andere Völker Europas gelernt
hätten.

Bei der überwiegenden Mehrzahl solcher Grausamkeiten bleibe
nicht einmal die Entschuldigung, daß es sich etwa um die Ver-
teidigung einer Fahne, oder um den Kampf für den heimatlichen
Boden handele, sondern die Grausamkeiten würden nur der Grau-
samkeiten wegen verübt, oder wie wollte man sich sonst erklären, daß
man verwundeten und hilflosen Soldaten auf dem Schlachtfeld in
rotester Brutalität die Augen ausstochte! In den Verwilderungen
der modernen Kriegsführung rechnet Luzzatti auch die Ver-
wendung von afrikanischen und arisanischen Truppen in
Insensatenteil verantw.: Th. Glöde, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlag, Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Springer.

europäischen Kriegen, wodurch naturgemäß die Kampfsart der
Kriegen auch auf europäische Schlachtfelder übertragen würde. Er
erinnert daher an die Kämpfe, die das alte Rom mit Griechenland
geführt habe, und meint, daß sich zwischen damals und jetzt ein
Vergleich ziehen lasse, der nicht zugunsten unserer Zeit ausfalle,
denn wie Rom die Sitten des besiegten Griechenland angenommen
habe, so seien gewisse Völker Europas auf dem Wege, sich die
Sitten der von ihnen besiegten Wilden Ostens und Afrikas an-
zunehmen.

Luzzatti schließt seine Auseinandersetzungen damit, daß die
moderne „Kultur“ keinen Grund habe, abschließend auf frühere
Zeiten herunterzusehen; wohl seien unsere Vorfahren in den Weiber-
lichkeiten des Lebens nicht so fortgeschritten gewesen wie wir, aber
sie hätten eine Kultur des inneren Menschens besessen, die unsere viel-
gegrähte Zeit stets mehr vermessen lasse.

Saint Mihiel und sein Römerlager.

Mitten zwischen Toul und Verdun liegt an einem S-förmigen
Bogen der Maas die Militärstadt Saint Mihiel, übertrag von dem
jetzt von unseren Truppen eroberten „Camp des Romains“, wohl
dem stärksten Sperrort der sich im Tale der Maas entlang ziehenden
französischen Festungsreihe. Breit strömt der durch künstliche Bauten
schwimmbar gemachte Strom dahin, über den sich die Bogen einer alten
steinernen Brücke spannen, des Verbindungsgliedes der von Osten,
also aus der Gegend von Metz, über das Gebirge kommenden
Straße mit der großen, westwärts durch den südlichen Ausläufer
der Argonnen hinüber in das Tal der Aisne führenden Chaussee.
Saint Mihiel ist ein kleines Industriestädtchen von kaum
10 000 Einwohnern mit Stickerien und Leinwandwebereien.
Doch das bürgerliche Leben in den von alten Kloster-
bauten und Privathäusern aus der Blütezeit des gotischen Stils
eingerahmten Straßen verwindet vollständig unter dem Treiben
der hier in Garnison liegenden Soldaten. Erreicht schon in Friedens-
zeiten die Zahl des Militärs die der Einwohner, so übersteigt sie
diese im Kriege um das Mehrfache. Oben auf den fahlen, südlich der
Stadt gelegenen Höhen, die man durch die Vorstadt von Nancy
erreicht, ragen drohend schwere Befestigungen, um Saint Mihiel
mit seinem wichtigen Hebergang über die Maas zu verteidigen.
Schon Roms Legionen sollen hier verhängte Lager bezogen
haben, woher sich der Name „Camp des Romains“ erhalten
hat. In neuerer Zeit spielt der Platz jedenfalls bei der
Verteidigung der französischen Ostgrenze eine große Rolle.
Nur 3 Kilometer unterhalb von Mihiel mündet ja der die „Cotes
Vorraines“ tief durchschneidende Engpaß von Spada in das Tal der
Maas. Hier liegt das Sperrfort Les Paroisses, doch auch die weit-
tragenden, das Tal beherrschenden Geschütze des Römerlagers sollen
den Ausgang des Engpasses sichern. Nur 10 Kilometer sind es
aber das Gebirge bis in die östlich gelegene Ebene von Woivre,
10 Kilometer, von denen unsere Truppen jeden Fuß breit unter
schweren Kämpfen den Franzosen abtrotzen mußten. Durch seine
großen Kavernen und militärischen Vorratsbehälter erscheint
Saint Mihiel viel größer, als es in Wirklichkeit ist. Ein nicht un-
bedeutender Hafen vermittelt den Schiffverkehr auf der Maas, die
ebenfalls militärischen Zwecken dienstlich gemacht ist.

Das Weihnachtsschiff der Kriegswaisen.

Ein schöner Gedanke ist von einem Unbekannten in Chicago an-
geregelt und in den ganzen Vereinigten Staaten mit freudigem Eifer
aufgenommen worden; die Kinder der Vereinigten Staaten sollen
zu Weihnachten an alle Kinder in Europa, die ihren Vater auf dem
Schlachtfelde verloren haben, Geschenke senden. Während Amerika
sich des Friedens erfreut, so heißt es in der Begründung dieser Idee,
und kein feindlicher Einfall den Frieden der Häuser stört, werden in
dem vom Kriege schwer betroffenen Europa viele Tausende von
Kindern vergeblich den Vater suchen, wenn Weihnachts herannah.
Deshalb werden alle Anaben und Mädchen Amerikas aufgefordert,
wenigstens einen Strahl der Freude in die vielen Häuser zu senden,
die der Krieg in Trauer geführt hat. In ganz Amerika rüstet man sich,
den Gedanken in großem Umfange zur Durchführung zu bringen. Die
Kinder werden Spielzeug selbst mit ihrem eigenen Gelde kaufen.
Viele einfühlsame Frauen geben ihre Unterstützung, die Zeitungen
werden Geschenke sammeln, das Weiße Haus billigt und fordert die
Bewegung, und die Vorkämpfer aller im Krieg befindlichen Länder
haben versprochen, daß ihre Regierungen dafür sorgen werden, daß
die Geschenke sicher an ihren Bestimmungsort gelangen. Die Ge-
schenke werden nicht auf den gewöhnlichen Handelsdampfern über
den Ocean geschickt werden, sondern es soll ein besonderes hierfür
bestimmter amerikanischer Dampfer unter amerikanischer Flagge ent-
sandt werden. Der Dampfer mit einem weißen Stern und den
Worten Christi „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ wird mit seiner
Ladung in allen in Betracht kommenden Häfen Europas anlegen und
sicher durch die Minenfelder geführt werden.

Notizen.

— Theaterchronik. Mit „Minna von Barnhelm“
eröffnet die „Volksbühne“ am Donnerstag, den 1. Oktober,
8 1/2 Uhr, ihre Vorstellungen in Montis Operntheater (Neues
Theater). — Das Schiller-Theater kommt den aus ver-
schiedenen Kreisen des Publikums geäußerten Wünschen entgegen,
wenn es in den bühnen von patriotischen Gesinnung befehlten Spiel-
plan nun auch Werke anderer Art einreicht und sein Repertoire
wieder so vielseitig und abwechslungsreich wie möglich gestaltet.
— Freier Besuch der Nationalgalerie. Die bei
der Nationalgalerie für einzelne Wochentage versuchsweise einge-
führte Erhebung von Eintrittsgeld kommt einstweilen und zwar
vom 1. Oktober d. J. ab in Wegfall. Die Besuchszeit der National-
galerie und der Bildnisammlung am Schinkelplatz wird vom gleichen
Tage ab bis auf weiteres wie folgt festgesetzt: für die Wochentage
mit Ausnahme der Donnerstage, an denen die Sammlungen ge-
schlossen bleiben, auf 10 bis 3 Uhr und für die Sonntage auf 11 1/2
bis 3 Uhr.

— Die Sprache eines Akademikers. Der fran-
zösische Schriftsteller Jean Richepin, wohlbestalltes Mitglied der
französischen Akademie, schreibt im „Petit Journal“ gegen Deutsch-
land: „Laßt uns hinter der flüchtigen Bestie, um ihre Flucht noch
weiter zu verwirren, unser freudiges Jagdgeschrei anstimmen bis zu
dem nicht mehr fernem Tage, an dem sie sich in ihrem Bau ver-
schieben wird, geduckt in eigenen Schlamm um Gnade flehend, die
niemand ihr gewähren wird, gehäht und verachtet von der ganzen
Welt, die lachen wird, wenn die Bestie von der „Ragalla“ der
Kosaken gepeitscht und vom Bajonett der Turkos gespießt wird.“

Was der lächerliche Hanswurst schreibt, der-längst vom sozialen
Dichter zum gewöhnlichen fetten Kugelhieb der bourgeoisen Scripse
sich entwickelt hat, ist an sich gleichgültig. Aber charakteristisch für
unseren literarischen Snobismus ist es doch, daß der gleiche Wurf
in Berlin gefeiert wurde, als er uns mit einem albertnen und
bänkelfängerischen Napoleonkultus aufwartete.

— Alfred Schmieden, der frühere Direktor des Berliner
Neuen Theaters, ist als Landwehrhauptmann in Frankreich gefallen.
Seine ehemaligen Theaterbeziehungen waren wie die mancher
anderer in Berlin ohne Erfolg und er war zuletzt froh, daß er als
Intendant des Schweriner Hoftheaters einen günstigeren Wirkung-
kreis fand.

— Die englischen Kriegskosten. Aus offiziellen
englischen Veröffentlichungen, die in Londoner Blättern mitgeteilt
werden, geht hervor, daß der Krieg für England in den 50 Tagen
vom 1. August ab gerechnet rund 780 Millionen Pfund erfordert.
In demselben Zeitabschnitt sind die Einnahmen, verglichen mit der
gleichen Zeit des Vorjahres, um 55 840 000 Pf. gesunken.